

Werk

Titel: Des Abbé Rochon´s Reise nach Madagaskar und Ostindien

Autor: Rochon, Alexis Marie

Verlag: Voss

Ort: Berlin

Jahr: 1792

Kollektion: Itineraria

Werk Id: PPN243819706

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN243819706> | LOG_0025

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=243819706>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

nun so sehr verkleinert, daß wir, der Dolmetscher und ich, kaum mit Mühe hinein kriechen konnten.

Um acht Uhr desselben Morgens (am zweiten Oktober) traten wir unsere Reise nach der Stadt *Larache* an, welche etwa zwei und zwanzig Meilen von *Arzilla* liegt, und wohin wir an eben dem Tage um vier Uhr Nachmittags kamen. Weil unsere Reise hieher meistens immer an der Küste hinging, so stieß uns nur wenig Merkwürdiges auf. Ehe wir in die Stadt kommen konnten, wurden wir über den Fluß *Lukkos* gesetzt, der hier etwa eine halbe Meile breit ist, und nach vielen angenehmen Windungen bei *Larache* in das Meer fällt.

Zweites Kapitel.

Beschreibung von *Larache*. — Es wenden sich Kranke an den Verfasser. — Krankheiten des Landes. — Zustand der Arzneiwissenschaft in *Marokko*. — Merkwürdige Ruinen. — Schöne Gegend. — Lager der Araber. — Sitten und Gewohnheiten dieses sonderbaren Volkes. — Unterdrückung des Volkes. — Beispiele davon. — Art in den Seen zu fischen. — Geheiligte Dörfer. — Mohrische Heilige. — Anekdoten zur Erläuterung. — Reise von *Mamora* nach *Salé*.

Nach meiner Ankunft zu *Larache* ward ich sogleich zu dem *Alkaidé* oder Gouverneur geführt, der ein sehr hübscher Schwarzer war. Er bezeugte mir große Aufmerksamkeit, und wies mir ein sehr anständiges Zimmer im Schlosse an, welches in weit besserem Zustande ist, als das zu *Arzilla*.

Larache, eine Stadt von mäßiger Größe und mit ganz hübschen Gebäuden, gehörte vormals den Spaniern*). Sie liegt an der Mündung des Flusses *Lukkos*,

*) *Larache* gehört jetzt zu der Provinz *Benihasan*. Im Alterthume war hier eine Römische Kolonie, unter dem Namen *Lixá*.

Foß, auf einem sanften Abhange nach dem Meere zu. Die angenehmen Krümmungen des Flusses, die sanfte Erhebung des Bodens, die Gruppen von Dattel- und mancherlei andren Bäumen, die ohne Ordnung darüber hingestreuet sind, machen ein Gemälde, welches, wenn man dazu bedenkt, daß man die reinen, von der Kunst nicht unterstützten oder entstellten Werke der Natur betrachtet, die angenehmsten Empfindungen erregen muß.

Die Stadt ist zwar nicht regelmäßig befestigt, hat aber doch ein Fort und zwei Batterieen in gutem Stande. Die Straßen sind gepflastert; auch giebt es hier einen guten Marktplatz mit steinernen Säulengängen. Gewiß ist diese Stadt im Ganzen reinlicher und netter, als irgend eine andre, die ich in der Barbarei besucht habe, Mogadore ausgenommen.

Am Hafen werden Schiffe ausgebessert und verproviantirt; aber es giebt hier weder Docken, noch die nöthigen Anstalten zum Baue großer Fahrzeuge. Wegen der Tiefe und Sicherheit des Flusses läßt der Kaiser den Winter über seine großen Schiffe in denselben hinein bringen. Auch ist dies von seinen Häfen der einzige, welcher hierzu dienen kann. Aber wahrscheinlich wird es mit der Zeit diesem Flusse eben so ergehen, wie dem bei Tanager. Auch in seiner Mündung hat der sich anhäufende Sand schon eine Bank (*bar*) gebildet, die jährlich sehr merklich zunimmt.

Weil eins meiner Maulthiere lahm geworden war, so blieb ich den ganzen folgenden Tag zu Larache, in der Absicht es auszutauschen; aber, zu meinem großen Verdruße, glückte mir dies nicht. Den größten Theil des Tages hindurch war mein Zimmer so voll von Kranken, daß es einem Lazarethe von nicht unbeträchtlicher Größe ähnlich sah.

Die Krankheiten, welche ich am herrschendsten fand, waren der Wasserbruch; heftige Augenentzündungen, die sich oft mit Blindheit endigten; die Krätze mit hartnäckigen, ausfahähnlichen Zufällen; Wasserbruch und weiße Ge-

schwülste. Auch bemerkte ich einige wenige intermittirende und gallichte Fieber, und häufige Magenbeschwerden, die von Unverdaulichkeit herrührten.

Die Ursache davon, daß man den Wasserbruch hier so häufig findet, scheint größtentheils in der losen Kleidung der Mohren und in der großen Erschlaffung zu liegen, die von der Wärme des Klima's herrührt; auch in dem häufigen Genusse gewisser Vergnügungen, nach denen sie sich denn unmittelbar des warmen Bades bedienen. Die Ophthalmie, oder Augenentzündung, rührt offenbar davon her, daß ihre Augen beständig den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, die von den allgemein überweisten Häusern zurückgeworfen werden. Dieses Uebel trifft die Mohren vorzüglich, da ihre Kleidung nicht dazu eingerichtet ist, die Sonnenstrahlen abzuhalten, und da niemand als der Kaiser einen Sonnenschirm gebrauchen darf.

Die Art von Ausfatz, die man hier findet, scheint erblich zu seyn; denn man sagte mir, er werde häufig, verschiedene Generationen hindurch, von einer Familie auf die andere fortgepflanzt. Uebrigens hat er völlig das Ansehen des Ausfazes bei den Alten. Er bricht über den ganzen Körper in großen Blattern aus, die bei einigen Wenigen in ein fortgehendes Geschwür zusammenlaufen, welches oft zuheilt, aber zu gewissen Zeiten von neuem aufbricht, und niemals von Grund aus kurirt werden kann. Ich hatte bei meinem Aufenthalte zu Marokko häufig Gelegenheit, mancherlei Mittel gegen dies Uebel zu versuchen, konnte es aber immer nur auf eine Zeitlang heilen; sobald ich keine Arznei mehr gab, kam die Krankheit jedesmal wieder. Die weißen Geschwülste und Wassersuchten haben ihren Grund wahrscheinlich in der dürftigen Lebensart der Mohren, da drei Viertheile des Volkes selten andere Nahrungsmittel genießen, als grobes Brot, Obst und Gemüse.

Die medicinischen und chirurgischen Kenntnisse sind freilich hier sehr eingeschränkt. Man hat indeß seine Praktiker in der Heilkunde, theils Mohren, theils Juden, die

das Formelle zur Vorbereitung auf ihre Kunst durchgegangen sind. Dies besteht vorzüglich darin, daß sie aus den im Lande noch vorhandenen alten Arabischen Handschriften einige einfache Mittel auswählen, und sie nachher, so gut sie können, bei mancherlei Krankheiten anwenden.

Was ihre Weise, Krankheiten zu behandeln, betrifft, so bedienen sie sich äußerlich des Uderlassens, Schröpfens, Scarificirens und Bähens, und innerlich geben sie Kräuterdekocte. Zuweilen sind sie dreist genug, bei dem Wasserbruche das Wasser vermittelst einer Lanzette herauszulassen; ja, manche wagen es sogar, den Staar zu stechen. Ich hatte niemals Gelegenheit, diese Operation in der Barbarei zu sehen; aber man führte mich in Marokko zu einem Mohren, der sie vorgenommen zu haben versicherte, und mir das dazu gebrauchte Instrument zeigte. Es war ein Stück von einem dicken Messingdrathe, das sich an dem einen Ende allmählich, aber nicht sehr fein, zuspitzte.

Die Mauren verlassen sich hauptsächlich auf topische Mittel, und machen selten Gebrauch von innerlichen Arzneien. Weil sie die Wirkungsart der letzteren nicht kennen, so scheinen sie auch keine günstige Meinung von ihrer Kraft zu hegen; man kann sie fast durchaus nicht überreden, daß ein Arzneimittel, welches der Magen aufnimmt, Nebeln im Kopfe oder in den äußeren Gliedmaßen abhelfen könne. Doch muß ich, um billig zu seyn, hinzufügen, daß sich niemals jemand meiner Behandlung widersetzte, sobald ich ihm nur deutlich erklärte, auf welche Weise ihm mein Verfahren heilsam seyn würde. Aus diesen Beobachtungen und in häufigen Gebrauche der Zaubersprüche und Amuletten bei den Muhammedanern scheint zu folgen, daß diese, ungeachtet ihres Glaubens an Vorherbestimmung, keine Abneigung gegen den Gebrauch von Heilmitteln haben.

Unter der großen Menge Kranker, die zu Carache meine Hülfe suchten, schien keiner nur die mindeste Dankbarkeit gegen mich zu fühlen, Einen ausgenommen; die

Uebrigen betrogen sich so, als wenn sie glaubten, sie erwiesen mir dadurch, daß sie mich um Rath fragten, eine größere Gunst, als ich ihnen dadurch, daß ich ihnen guten Rath gab. Jener Einzige, der sich in seinem Betragen so sehr von den übrigen unterschied, war ein alter Mohr von einigem Ansehen an dem Orte. Er bat mich, nach seinem Hause zu kommen und einen franken Freund zu besuchen, worin ich ihm auch sogleich willfahrte. Für diese geringe Aufmerksamkeit bezeigte der Mann sich so ungewöhnlich dankbar, daß ich, bei der Erinnerung an den Ort, wo ich mich befand, und an die mir sonst widerfahrene Behandlung, ganz erstaunt und aufs angenehmste überrascht war. Er schickte mir erst einen reichlichen Borrath von Obst und Geflügel (das gewöhnliche Geschenk hier zu Lande) nach meiner Wohnung, kam dann selbst zu mir, und versicherte, daß er, so lange er lebte, niemals vergessen würde, welche Freundschaft ich ihm erwiesen hätte. Zugleich drang er in mich, daß ich bei meiner Rückkunft mich seines Hauses, wie meines eignen, bedienen möchte. Da dies während meiner ganzen Reise in der Barbarei fast der einzige Fall war, worin ich die unter den Mohren sehr seltene Tugend der Dankbarkeit erfuhr, so habe ich mich für verbunden gehalten, den Umstand ausführlich zu erwähnen.

Am 4ten Oktober, um sechs Uhr Morgens, verließen wir *Larache*, und um zehn Uhr passirten wir den kleinen Fluß *Clough* (Klof?). Um vier Uhr Nachmittages kamen wir zu den Ruinen eines großen Schlosses, das vor einigen hundert Jahren von einem vornehmen Mohren, Namens *Dar Coresey*, gebauet seyn soll. Der damalige Kaiser hat es aber zerstören und ihn selbst hinrichten lassen. Die meisten Schlösser und andere öffentliche Gebäude, welche ich in diesem Reiche sah, zeigten deutlich, daß sie mehr von zerstörenden Tyrannenhänden, als vom nagenden Zahne der Zeit gelitten hatten.

Ich habe der schönen Aussichten in der um *Larache* liegenden Gegend schon erwähnt; die auf dem Wege von

dort nach M a m o r a waren nicht weniger reizend. Man geht hier unter Bäumen von mancherlei Art, die eine so angenehme Stellung gegen einander haben, daß die Gegend mehr wie ein Park, als wie ein unkultivirtes Land ausfieht. Wir kamen über Ebenen, die, ohne die Hülfe des Landmannes, mit reichem Grün bedeckt waren, und hatten die Aussicht auf Seen, welche sich viele Meilen in die Länge erstreckten. Ihre Oberflächen waren mit unzähligem Wassergeflügel bedeckt, und ihre Ufer mit Lägern der Araber besetzt. Die Heiterkeit des Himmels an diesem Tage vermehrte noch sehr das Vergnügen, das ich bei dem Anblick dieser mannichfaltigen Scenen empfand, die gewiß nicht unwerth sind, von dem geschicktesten Künstler gemalt zu werden.

Um halb vier Uhr Nachmittags kamen wir zu dem ersten von diesen Seen, und schlugen unser Zelt in der Mitte eines von den Lägern auf. Diese sind gewöhnlich beträchtlich weit von den Städten entfernt; die Dörfer aber gemeiniglich ganz nahe bei einer Stadt. Sie bestehen aus breiten Zelten, die man entweder von Palmetto-Blättern oder von Kameelhaaren verfertigt. Einige davon sind mit Rohr unterstützt, und andre mit Pföcken besetzt. Die Gestalt eines Arabischen Zeltes ist einigermaßen einem Grabe oder einem umgekehrten Schiffskiele ähnlich. Sie sind schwarz gefärbt, breit und sehr niedrig. Das Zelt des Scheik, oder Anführers, ist beträchtlich größer, als die übrigen, und steht an einem hervorstechenden Orte des Lagers. In diesen Lägern, welche die Araber D u h a r s nennen, ist die Menge der Zelte, nach Verhältniß der Menschenzahl in einem Stamme oder in einer Familie, verschieden. Einige D u h a r s haben nur vier bis fünf Zelte, andere beinahe hundert. Das Lager bildet entweder einen vollkommenen Cirkel oder ein längliches Viereck; doch gemeiniglich hat es die erste Gestalt. Bei Tage läßt man das Vieh im Freien grasen; aber des Nachts bringt man es sorgfältig innerhalb des Lagers in

Sicherheit. In allen Lagern sind die Zelte gegen Norden zugemacht, und gegen Süden ganz offen. Dadurch schützt man sich vor den kalten Nordwinden, die hier zu Lande im Winter so stark herrschen.

Die Araber, welche diese Lager bewohnen, sind ein Volk, das sich in vieler Rücksicht von den Mauren in den Städten unterscheidet *). Die letzteren haben, da ihnen durch ihr Verkehr mit den Europäern mehr Geld zufließt, und da ihre Erziehung von der Arabischen ganz verschieden ist, Ueppigkeiten bei sich eingeführt und Ideen eingesogen, welche die Araber gar nicht kennen. Sowohl wegen ihrer starken Familienverbindungen, als wegen ihres eingewurzelten Vorurtheils für alte Gewohnheiten, scheinen diese Arabischen Stämme von dem Zustande der Civilisation sehr weit entfernt zu seyn. Weil dies sonderbare Volk sich immer in Stämme vereinigt, so sind ihre Ehen auf ihre eigene Familie eingeschränkt. Dieser Familienanhänglichkeit bleiben sie so treu, daß sie keinen, der nicht in gewissem Grade ihr Verwandter ist, mit sich in demselben Lager wohnen lassen.

Mann, Frau und Kinder schlafen alle in Einem Zelte, gewöhnlich auf einem schlechten Lager von Schafellen, zuweilen aber auch auf der bloßen Erde. Die Kinder bleiben bei ihren Eltern, bis sie heirathen, wo denn die Verwandten jedes Theiles verbunden sind, sie mit einem Zelte, einer steinernen Handmühle zum Zerreiben des Kornes, einem Korbe, einer hölzernen Schale und zwei irdenen Schüsseln zu versehen. Dies macht ihren ganzen Hausrath aus. Außerdem bekommen sie aber noch eine Absteuer, die in einer gewissen Anzahl von Kameelen, Pferden, Kühen, Schafen und Ziegen und einer verhältnismäßigen Quantität von Weizen und Gerste besteht;

*) Herr Höst saet, diese Araber unterschieden sich von den Mauren hauptsächlich durch die herumstreifende Lebensart; sonst wären die Mauren, die jetzt die Städte bewohnen, mit ihnen größtentheils eines Ursprungs. 3.

und diesen Viehstand vermehren sie nach und nach dadurch, daß sie ihn auf dem benachbarten Boden grasen lassen. Sie haben selten mehr, als Eine Frau. Ihre Weiber, die gewöhnlich gerade das Gegentheil von Schönheit sind, verbergen in Gegenwart der Fremden ihr Gesicht nicht, wie die in den Städten es thun.

Jedes Lager steht unter der Anführung eines Scheik, an welchen die Uebrigen sich wenden, wenn sie glauben, daß ihnen Unrecht geschehen ist. Dieser Befehlshaber hat die Macht, außer der Todesstrafe jede aufzulegen, die er für gut findet. Er wird von dem Kaiser gewählt, und ist gewöhnlich der vom Stamme, welcher das größte Eigenthum besitzt.

Weil sie gemeiniglich von den Moskeen ziemlich weit entfernt sind, so ist zu ihrem Gottesdienste ein leeres Zelt bestimmt, welches in der Mitte des Lagers steht. Es dient zugleich zum nächtlichen Aufenthalte für Reisende, die des Weges kommen; auch giebt man denen, die ihr Lager darin nehmen, auf Kosten des ganzen Stammes eine gute Mahlzeit. In diesem Zelte versammeln sich jeden Morgen eine Stunde vor Tagesanbruch die Kinder vor einem großen, außerhalb angezündeten Holzfeuer, und lernen Gebete auswendig, die mit Arabischen Buchstaben auf hölzerne Tafeln geschrieben sind und immer im Zelte hängen. Die ganze geistige Erziehung der meisten Araber besteht darin, daß sie diese wenigen Gebete lesen lernen und ihrem Gedächtnisse einprägen.

Wegen der unsteten Lebensart dieser Leute hat man ihnen den Namen wandernde Araber gegeben. Sobald das Land um sie her weniger ergiebig wird, und ihr Vieh alle Weide aufgezehrt hat, brechen sie ihre Zelte ab, und gehen weiter zu einer fruchtbareren Gegend, bis auch hier die Noth sie weiter gehen heißt. Ich traf einst einen solchen Stamm auf dem Marsche, und bemerkte, daß nicht allein ihre Kameele, Pferde und Maulesel, sondern

auch ihre Stiere und Kühe mit ihren Zelten, Ackerwerkzeugen, Weibern, Kindern u. s. w. beladen waren.

Im Reiche Marokko gehört alles Land, außer was unmittelbar mit Städten verbunden ist, dem Kaiser. Daher müssen die Araber, wenn sie ihren Aufenthalt zu verändern wünschen, sich von ihm, oder wenigstens von dem Bascha der Provinz, einen Schein verschaffen, wodurch ihnen gestattet wird, von einem gewissen Flecke Landes Besitz zu nehmen; und für diese Erlaubniß zahlen sie dem Kaiser einen Theil dessen, was das Land hervorbringt.

Die Behandlung, welche mir diese Leute widerfahren ließen, war gütig und gastfreundschaftlich. Sie verriethen gar nicht jene Neigung, Fremdlinge zu hintergehen, welche ein so auszeichnender Zug in dem Charakter der Stadtbewohner ist. Sobald mein Zelt aufgeschlagen war, kamen sie schaaarenweise herbei, aber augenscheinlich mehr aus Neugierde, als in der Absicht zu beleidigen; im Gegentheil bezeugten sie außerordentliches Verlangen, alles für mich zu thun, was nur in ihren Kräften stand.

Die Kleidung der Männer besteht in einem langen groben Kittel aus ungefärbter Wolle, der um den Leib gegürtet ist, und ein *Kaschowe* (*Cashove*) genannt wird. Dazu tragen sie den *Haik*, ein Stück Zeug, das entweder aus bloßer Wolle, oder auch aus Wolle und Baumwolle, gemacht wird. Dieses werfen sie, wie einen Mantel, über, wenn sie ausgehen, und bedecken sich mit dessen oberem Theile den Kopf. Das Haar schneiden sie dicht am Kopfe ab, und brauchen weder Turban, noch Mütze; auch tragen sie keine Strümpfe, und nur selten Pantoffeln.

Die Kleidung der Weiber ist beinahe dieselbe, und nur in der Art, den *Kaschowe* anzulegen, verschieden. Dieser muß bei ihnen auf dem Rücken einen Sack bilden, worin sie ihre Kinder tragen. Dies thun sie, und verrichten dabei zugleich alle geringe Hausarbeiten. Ihr

schwarzes Haar legen sie in Flechten, und bedecken es mit einem Tuche, das sie dicht um den Kopf binden. Sie sind sehr begierig nach Gold- und Silberschmuck, und jede hat einige Halsbänder von Korallen. — Ihre Kinder gehen ganz nackt bis zum zehnten oder elften Jahre, wo man anfängt, sie zu den Arbeiten ihrer Eltern zu gewöhnen.

Die Nahrungsmittel sind unter diesem Volke beinahe dieselben, wie bei den Mohren in den Städten. Der Kuskafu ist das vorzüglichste darunter. Außerdem essen sie das Fleisch von Kameelen und Füchsen, ja zuweilen auch Katzen; ferner Gerstenbrot, das ohne Sauerteig zubereitet und auf einer irdenen Schüssel in Gestalt eines Kuchens gebacken wird.

Die Farbe der Araber ist schwarzbraun oder vielmehr olivenfarbig. In ihren Gesichtszügen haben sie durch ihr thätigeres Leben mehr Ausdruck und weniger Weibisches, als die Mohren in den Städten. Ihre Augen sind schwarz, und ihre Zähne gemeinlich weiß und regelmäßig.

In dieser kleinen Gesellschaften bemerkt man deutlich die üblen Folgen von starken Familienvorurtheilen: ein sehr beschränktes Wohlwollen gegen Andere, und die Neigung, sie von sich auszuschließen. Alle Läger sehen ihre Nachbarn mit Abscheu oder Verachtung an; und zwischen den Bewohnern derselben herrschen beständige Zänkereien, von denen es oft zu der heftigsten Wuth und zu Blutvergießen kommt. Wenn eine von diesen traurigen Streitigkeiten bis zu gewaltsamen Handlungen fortgeht, so endigt sie selten, ohne daß der Kaiser eine Rolle dabei übernommen hat. Wer auch solche Uneinigkeiten erregt haben mag, so weiß der Kaiser sie doch bestens zu benutzen; denn außer einer Leibesstrafe legt er den streitenden Stämmen schwere Geldbußen auf, welches denn die wirksamste Art ist, sie zum Frieden zu bringen.

Außer dem, was der Kaiser auf diese Art gewinnt und was oft nicht wenig beträgt, bekommt er jährlich auch den Zehnten von jedem Konsumtionsartikel, der ein Landespro-

dukt ist; auch fordert er zuweilen eine außerordentliche Abgabe, die etwa dem vierzigsten Theile jedes Artikels, den sie besitzen, an Werthe gleicht und zur Unterhaltung seiner Truppen erhoben wird. Dazu sind diese unglücklichen Leute jeder anderen Abgabe unterworfen, welche sein Eigenwille ihnen, oft nur unter dem Vorwande der Nothwendigkeit, aufzulegen für gut findet. Die erste Taxe (der Zehnte) wird entweder in Korn und Vieh, oder in Gelde bezahlt; die andre aber immer in Korn und Vieh.

Die Art, wie der Kaiser von seinen Unterthanen Geld erpreßt, ist sehr einfach und schnell. Er schickt dem Bascha oder Gouverneur der Provinz den Befehl, ihm in einer bestimmten Zeit die Summe auszuführen, deren er bedarf. Der Bascha sammelt sie sogleich — und zuweilen die Summe noch einmal zur Belohnung für seine Mühe — von den *Mkaiden* der Städte und den *Scheiks* der Läger in der Provinz, die unter seinen Befehlen steht. Diese Staatsdiener machen sich das Beispiel des Bascha zu Nutze, und sorgen dafür, ihre eigene Mühe eben so reichlich aus dem Beutel der Unterthanen vergolten zu bekommen, so, daß durch diese Kette von Despotismus, die sich vom Kaiser bis zum geringsten Staatsdiener hinunter erstreckt, das arme Volk die Auflage, die der Kaiser bekommt, fast immer vierfach bezahlen muß. So wenig gewinnen despotische Monarchen durch die Unterdrückung des Volkes! Die Auflagen sind wirklich zuweilen so hart gewesen, daß die Araber sich geradezu geweigert haben, dem Verlangen des Kaisers Genüge zu leisten, und daß er sie durch einen Trupp Soldaten dazu hat zwingen müssen. Jedesmal, wenn er zu diesem äußersten Mittel genöthigt wird, unterlassen die Soldaten nicht, ihre Plünderungssucht völlig zu befriedigen.

Ein Fremder, der in einem von diesen Lägern schläft, ist in der vollkommensten Sicherheit; denn, wenn er das Geringste von dem Seinigen verliert, oder auf irgend eine Weise beleidigt wird, so müssen alle Araber in dem Lager

dafür haften. So reist ein Fremder unter dem Schutze der Regierung in diesem Reiche weit sicherer, als in den viel civilisirteren Ländern von Europa.

Die Seen hier zu Lande haben großen Ueberfluß an Wassergeflügel und Aale. Da die Art, wie man die letzteren fängt, ziemlich sonderbare ist, so wird mir der Leser erlauben, daß ich ihm einige Nachricht davon zu geben suche. Man hat dazu eine Art von Rähnen, die etwa sechs Fuß lang und zwei Fuß breit sind, aus roh zusammengefügtten Bündeln von Rohr und Binsen bestehen und nur für Einen Mann Raum haben. Der Kahn verengt sich allmählich nach dem Vordertheile zu, wo er in eine Spitze ausläuft, die, ungefähr wie dieser Theil an einem Schlittschuhe, aufwärts gebogen ist. Man lenkt den Kahn bloß mit Einer langen Stange, und er ist wegen seiner Leichtigkeit einer sehr schnellen Bewegung fähig. Um nun die Aale zu fangen, fügt man eine Anzahl starker Stäbe, wovon jeder mit einem eisernen Widerhaken versehen ist, fest an einander; mit diesem Werkzeuge stößt der Mann, der im Rahne sitzt, sobald sich Aale im Wasser sehen lassen, mit großer Geschwindigkeit auf sie zu, und gemeiniglich mit Erfolg.

Die Araber beschäftigen sich fast allein damit, daß sie die Ländereien bauen, die ihre Läger umgeben, und daß sie ihr Vieh grasen lassen. Ländereien, die etwas von den Seen entfernt liegen, geben, wenn man die Stoppeln im Herbst verbrennt und den Boden mit einer hölzernen Pflugschaa leicht aufreißt, gute Erndten von Gerste und Weizen. Auf diese Art verschaffen die Araber sich nicht nur das, was sie zu ihrer Konsumtion bedürfen, sondern behalten auch etwas übrig, das sie nach den nächsten Märkten zum Verkauf bringen. Auf den Marschländern an den Seen finden ihre Schaf- und Rindviehherden eine sehr reiche Weide. Diese Futterkräuter, wovon ich eine große Menge verschiedener Arten bemerkte, tragen nicht wenig zur Schönheit der Landschaft bei.

Zu ihren Märkten haben sie Plätze bestimmt, wohin sie zu Pferde in wenigen Stunden kommen können. Die benachbarten Araber bringen Einmal in der Woche ihr Geflügel, Vieh, Obst und Korn dahin, um es abzusetzen, und treffen oft einen guten Handel mit den Mohrischen Kaufleuten, die aus der Stadt dahin kommen.

Sollte der Kaiser einmal seinen Unterthanen die freie Ausfuhr des Kornes unter mäßigen Abgaben gestatten, und dadurch, daß er nur die Taxe eintriede, welche ihm der Koran erlaubt, nehmlich den Zehnten von jedem Artikel, ihnen den Genuß ihres Erwerbes vergönnen: so würden sie bald sehr reich, und seine eigenen Einkünfte um das dreifache vermehrt werden. Der Boden ist hier so fruchtbar, daß man hundertfältigen Ertrag vom Korne rechnet; aber da es keine Nachfrage nach diesem Artikel giebt, so säen die Araber wenig mehr, als was sie zu ihrem eigenen Gebrauche bedürfen.

Die einzigen Wächter dieser rohen Wohnungen, sowohl gegen Diebe, als gegen wilde Thiere, sind Hunde von einer sehr großen und wilden Art. Sobald diese merken, daß ein Fremder sich dem Lager nähert, kommen sie in einem Haufen wüthend gegen ihn heraus, und würden ihn wahrscheinlich in Stücken zerreißen, wenn sie nicht von ihren Eigenthümern gerufen und zurückgehalten würden. Sie lassen die ganze Nacht hindurch ein melancholisches Bellen und Heulen hören, das freilich sehr dazu dient, ihre Herren wachsam zu erhalten und wilde Thiere zu verschrecken, aber eine höchst unwillkommene Serenade für den müden Wanderer ist.

Am 5ten Oktober, zwischen fünf und sechs Uhr Morgens, verließen wir die Wohnungen dieser gastfreundlichen Araber, und reiseten auf *Mamora* zu, wo wir um sechs Uhr Abends ankamen. Den größeren Theil dieser Tagesreise hindurch sahen wir beinahe wieder eben die Gegenstände, wie am vorhergehenden Tage.

Als wir uns der Stadt näherten, bemerkten wir an den Ufern der Seen verschiedene Kapellen von Mohrischen Heiligen. Diese steinernen Gebäude haben etwa dreißig Fuß ins Gevierte; sie sind überweißt, mit einer Kuppel bedeckt, und enthalten den Körper des Heiligen. Die Gewohnheit, Personen von ausgezeichnete Frömmigkeit zu verehren, ist bei allen Völkern und in allen Religionen verbreitet. Die Muhamedanische Religion scheint dieser Art von Aberglauben so wenig günstig zu seyn, wie die meisten bekannten, da sie so fest die Einheit Gottes behauptet und es strenge verbietet, ein Geschöpf an der Verehrung Theil nehmen zu lassen, die nur der Gottheit von uns gebührt. Aber unter rohen Völkern herrscht immer in einigem Grade Abgötterei. Stirbt hier ein Muhamedanischer Heiliger, so wird er mit der größten Feierlichkeit beerdigt, und über dem Grabe eine Kapelle erbauet, die nachher für heiliger geachtet wird, als die Moskeen selbst.

Wenn der abscheulichste Verbrecher zu einer von diesen Kapellen oder geweihten Orten seine Zuflucht nimmt, so ist er vollkommen in Sicherheit. Selbst der Kaiser, der sonst selten Bedenken trägt, jedes Mittel zu gebrauchen, das ihm zur Ausführung seines Vorhabens dienen kann, wagt es selten, das Privilegium dieser Orter zu verletzen. Wenn ein Mohr Kummer hat oder von einem Leibesübel gequält wird, so wendet er sich zu der nächsten Kapelle, und kehrt mit ruhiger und gestärkter Seele nach seiner Wohnung zurück, weil er glaubt, er habe durch seine Gebete an diesem Orte sich eine vorzügliche Wohlthat erfliehen. Ueberhaupt sind diese Kapellen in allen verzweifeltsten Lagen die letzte Zuflucht der Mohren.

Es giebt in der Barbarei zweierlei Arten von Heiligen. Die ersten sind die, welche durch häufige Abwaschungen, Gebete und andere Andachtsübungen sich einen außerordentlichen Ruf der Frömmigkeit erworben haben. Viele von diesen sind listige Heuchler, die unter der Maske

der Religion die größten Schandthaten begehen. Doch giebt es Beispiele von einigen unter ihnen, deren Wandel im Ganzen mit ihrem Bekenntniß übereinstimmt, und die es sich zum Geschäft machen, Kranke zu warten und Nothdürftigen und Unglücklichen beizustehen. Ihnen würde selbst kaum der strenge Philosoph seine Hochachtung und Verehrung versagen können.

Blödsinnige und Rasende machen die zweite Klasse der Heiligen aus. Wirklich ist in jedem Zustande der menschlichen Gesellschaft die Meinung herrschend gewesen, daß mit solchen geistigen Uebeln behaftete Personen unter dem Einflusse höherer Mächte ständen. Daher wurden die Orakel und Propheten der heidnischen Welt durch diesen Umstand berühmt, und selbst unter den niedrigen Volksklassen unseres Landes haben wir oft ein ähnliches Vorurtheil zu bekämpfen. Diesen Begriffen zufolge, die dem ungebildeten Menschen so natürlich sind, sehen die Mohren solche unglückliche Personen so an, als ständen sie unter dem besonderen Schutze des Himmels, und wären von Gott inspirirt. Hier, wie vielleicht noch in einigen andern Fällen, befördert der Aberglaube auf eine bewundernswürdige Weise die Menschlichkeit und Nächstenliebe. Dies Vorurtheil bewirkt, daß die freund- und schutzlosesten Sterblichen selbst unter dem Pöbel Freunde und Beschützer finden. Wohin sie auch kommen mögen, speiset und kleidet man sie umsonst, und überhäuft sie zuweilen mit Geschenken. So wenig ein Mohr den Kaiser ungestraft beleidigen könnte, so wenig darf er es wagen, mit irgend einiger Strenge den Unordnungen, welche diese vermeinten Propheten anrichten, Schranken zu setzen.

Man muß indeß auch hier gestehen, daß Meinungen, welche nicht auf Vernunft und Philosophie beruhen, selten einförmig zum Vortheile der Gesellschaft wirken. Ohne in Anschlag zu bringen, welchen weiten Spielraum diese abergläubigen Begriffe der Heuchelei geben, so haben sie auch unzählige Uebel zur Folge, da diese vermeinten Die-

ner des Himmels, was für ein Bubenstück sie auch verüben mögen, immer unverleßlich sind. Vor nicht langer Zeit war in Marokko ein Heiliger, der sich ein Vergnügen daraus machte, Personen, die unglücklicher Weise ihm in den Weg kamen, zu verwunden und zu tödten. Der vielen traurigen Folgen von seinem Wahnsinn ungeachtet, ließ man ihn dennoch immer frei umher gehen. Er war von so türkischer Gemüthsart, daß er oft mitten im Beten eine Gelegenheit abfaß, Jemanden, den er erreichen konnte, seinen Rosenkranz über den Hals zu werfen, um ihn zu erwürgen. Während ich mich zu Marokko aufhielt, erfuhr ich auf eine sehr empfindliche Weise, was für üble Folgen es hat, wenn man diesen Heiligen nahe kommt; denn es schien ihnen vorzügliches Vergnügen zu machen, Christen zu beleidigen und zu quälen.

Da ich von Heiligen und Propheten rede, will ich auch der *Marabuts* erwähnen, einer Klasse von Betrüggern, die vorgeben zaubern zu können und von den Einwohnern des Landes sehr hoch geschätzt werden. Sie leben in Müßiggang, verkaufen Zauberformeln, und ernähren sich von der Leichtgläubigkeit des Pöbels.

Unter diesen Leuten giebt es auch eine Klasse wandernder Gebirgsbewohner, welche vorgeben, sie wären Lieblinge des Propheten Muhamed, und kein giftiges Geschöpf könne ihnen schaden. Aber die sonderbarsten Menschen aus dieser Klasse sind die *Sidi Nasir* oder Schlangenfresser, die sich an Markttagen öffentlich zur Schau stellen, und den Pöbel damit unterhalten, daß sie lebendige Schlangen verzehren und ihm betrügerische Gaukeleien vormachen. Ich war einst bei dieser seltsamen Lustbarkeit zugegen, und sah einen Mann, im Verlauf von zwei Stunden, eine lebendige Schlange von vier Fuß Länge verzehren. Er tanzte nach dem Schalle einer wilden Vokal- und Instrumentalmusik, mit mannichfaltigen widrigen Geberden und Verdrehungen des Körpers, zu verschiedenen malen in dem Kreise herum, welchen die Zu-

schauer um ihn geschlossen hatten. Dann machte er sich zuerst über den Schwanz der Schlange her, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, wobei die Menge mit einstimmte. Diese Ceremonie ward in verschiedenen Zwischenräumen wiederholt, bis er die Schlange ganz hinunter gewürgt hatte.

Ich kehre von dieser Digression wieder zu der Erzählung meiner Reisebegebenheiten zurück. Den 5ten, Abends bei guter Zeit, kamen wir zu *Mamora* an, das etwa vier und sechzig Meilen von *Larache* entfernt ist. Es liegt auf einem Hügel an der Mündung des Flusses *Sabu*, welcher, nachdem er sich in seinem Laufe allmählich erweitert hat, hier in das Atlantische Meer fällt und einen Hafen für kleine Schiffe bildet.

In *Mamora* giebt es, wie in den meisten Mohrischen Städten, durch welche ich gekommen bin, wenig Merkwürdiges. So lange es im Besitze der Portugiesen war, hatte es außer einer doppelten Mauer, die noch übrig ist, auch andere Festungswerke, die aber jetzt, bis auf ein kleines Fort an der Seeseite der Stadt, niedergerissen sind.

Ich habe schon erwähnt, daß wir auf unsrer Reise hieher fruchtbare Weiden, große Gewässer und Anpflanzungen sahen. Die Nachbarschaft von *Mamora* ist gleichfalls bezaubernd. Was für ein reizender Aufenthalt könnte dieses Land seyn, wenn es nicht das Unglück hätte, unter einer despotischen und drückenden Regierung zu seufzen!

Am folgenden Morgen, zwischen acht und neun Uhr, bestiegen wir unsere Maulthiere, verließen *Mamora*, und gingen auf *Salée* zu, wo wir, nach einer Reise von etwa funfzehn Meilen, zwischen ein und zwei Uhr ankamen. Der Weg zwischen *Mamora* und *Salée* ist in gutem Stande und ziemlich angenehm. Er geht längs einem Thale hin, in welches die Hügel von jeder Seite sich sanft verlaufen.